

ELLA DANZ

Geschmacks- verwirrung

Kriminalroman



Original

GMEINER



ELLA DANZ

Geschmacksverwirrung

BISSEN ZUM ABSCHIED Kommissar Georg Angermüllers Stimmung passt zum tristen und grauen Novemberwetter in Lübeck. Erst vor kurzem zu Hause ausgezogen, fühlt er sich in den neuen vier Wänden noch ziemlich fremd. Und dann wird ausgerechnet in der Nachbarnwohnung der Journalist Victor Hagebusch tot aufgefunden. Der Mann ist an Gänseleberpastete erstickt, die ihm brutal mit einem Stopfrohr eingeführt wurde. Er sitzt, nur mit einer Unterhose bekleidet, blutig rot beschmiert und weiß gefedert an seinem Schreibtisch. Diese seltsame Inszenierung am Tatort lenkt den Verdacht der Ermittler auf militante Tierschützer. Hatte der Journalist etwas mit der Szene zu tun? Angermüller folgt vielen Spuren, bis er auf eine überraschende Verbindung stößt ...



Geboren und aufgewachsen im oberfränkischen Coburg, wo traditionell gut gekocht und gegessen wird, lebt und arbeitet Ella Danz seit ihrem Publizistikstudium in Berlin. Nachdem sie lange Jahre an der Leitung eines ökologisch orientierten Unternehmens beteiligt war, ist sie mittlerweile als freie Autorin tätig. Beim Schreiben gilt ihr spezielles Interesse der genauen Beobachtung von Verhaltensweisen und Beziehungen ihrer Mitmenschen, und außerdem wird in ihren Büchern stets ausgiebig gekocht und gegessen, und das Zusammenleben ihrer Protagonisten mit Genuss und Ironie durchleuchtet. »Geschmacksverwirrung« ist ihr siebter Kriminalroman im Gmeiner-Verlag.

Bisherige Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag:

Ballaststoff (2011)

Schatz, schmeckt's dir nicht? (2010)

Rosenwahn (2010)

Kochwut (2009)

Nebelschleier (2008)

Steilufer (2007)

Osterfeuer (2006)

ELLA DANZ

Geschmacks- verwirrung

Angermüllers siebter Fall

Original

GMEINER



Personen und Handlung sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2012 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75/2095-0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage 2012

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd
Herstellung: Christoph Neubert
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von: © Bernd Jürgens – Fotolia.com
Druck: Bercker Graphischer Betrieb GmbH & Co. KG, Kevelaer
Printed in Germany
ISBN 978-3-8392-3827-1

Für alle, die wissen wollen, was sie essen

... und natürlich Dank an W. für die unverzichtbare
Unterstützung!

PROLOG

Guten Tag,

mein Name tut hier nichts zur Sache, abgesehen davon, dass ich gar keinen habe. Ich erblickte das Licht der Welt vor ungefähr einem halben Jahr. Doch es war nicht die Sonne, in die ich blinzelte, es war das Kunstlicht in einer Brüterei. Ich war ein niedliches, plüschiges Küken, genau wie alle meine Geschwister. Manche von denen aber waren zu langsam und kamen nicht auf ihre Beinchen. Die landeten gleich zusammen mit Eierschalen, toten und kranken Tieren im Häcksler. Ich hatte Glück und blieb auf dem Fließband ins weitere Leben. Obwohl ich mich inzwischen frage, ob es tatsächlich ein Glück gewesen ist ...

Vom Fließband führte unser Weg mich und die anderen in diese Halle. Hier drinnen wird es nie richtig hell, und es ist auch ein wenig eng, das muss ich sagen. Gleich zu Beginn hatte ich eigentlich keine Lust, mir einen Quadratmeter mit zwei Kollegen zu teilen, war manchmal ziemlich gereizt und hackte mal nach rechts und links, die anderen machten das ja auch. Obwohl sie uns die Schnäbel gleich nach dem Schlüpfen mit einem Laser gekürzt haben – natürlich ohne Betäubung –, kann man damit die anderen noch ganz schön verletzen.

Doch es kam ja noch schlimmer. Wir waren alle gute Fresser, was sollten wir hier auch anderes tun? Leider waren die Kraftfutterpellets, die man uns täglich servierte, innerhalb einer Viertelstunde verputzt, und so langweilten wir uns dann nur noch den lieben langen Tag. Es soll Artgenossen geben, hab ich gehört, die ganz so leben dürfen, wie es unserer Natur entspricht. Auf kleinen Bauernhöfen spazieren sie draußen herum, erkunden die Umgebung, picken mal hier und mal dort ein bisschen, auf der Suche nach Futter, bis sie müde sind und sich zum Schlafen auf einen Baum zurückziehen. Ich habe in meinem ganzen Leben noch keinen Baum gesehen. Eine Wiese übrigens auch nicht.

Aber ich komme ins Träumen! Ich wollte doch erzählen, wie wir in rasender Geschwindigkeit an Gewicht zulegt. Stellen Sie sich vor: In nur fünf Monaten habe ich mein Körpergewicht von 50 Gramm auf stolze 20 Kilo gesteigert! Das Vierhundertfache! Machen Sie uns das mal nach! Die wachsende Enge machte uns nicht gerade friedlicher. Manche kriegten einen richtigen Lagerkoller, hackten so lange auf die Freunde neben ihnen ein, bis die schwer verletzt am Boden liegen blieben. Haben Sie schon einmal tagelang in mit scharfen, stinkenden Exkrementen beschmutztem Stroh gelegen? Nicht nur die kranken Kameraden, auch wir anderen nutzten den Boden zum Schlafen. Es gab ja nirgendwo ein Bett, sprich eine Sitzstange für uns.

Es ist mir ein wenig peinlich, das zu erwähnen, aber auch die Hygiene wurde mit der Zeit immer schwieriger. Ein Sandbad war in der Enge gar nicht mehr möglich, und wegen meiner künstlich hochgezüchteten Brust, deren Last mir das Gleichgewicht raubte, konnte auch ich irgendwann nur noch im Sitzen mein Gefieder putzen. Aber versuchen Sie das mal, wenn um Sie herum nur übel riechendes, kotiges Stroh ist!

Ab und zu betritt einmal ein Mensch unseren Stall, kontrolliert Wasser- und Futterversorgung, packt die Schwachen und die Toten in einen Sack und verschwindet wieder, das war's. Aber ich wollte Ihnen noch von etwas anderem berichten, von unseren Krankheiten. Ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll. Manche hatten Verformungen an den Fersengelenken, andere litten unter Fußballengeschwüren. Bei keinem waren die Knochen in Ordnung – oder glauben Sie, Ihr Knochengerüst könnte so viel Übergewicht ohne Brüche oder Verformungen tragen? Natürlich blieben viele von uns auf der Strecke. Und weil die nun mal so zwischen uns lagen, von Fliegen umschwirrt, pickten wir aus Langeweile auch an denen herum. Immer nur Kraftfutterpellets fressen ist auf die Dauer ja auch öde. Manche Kollegen hatten es auch mit den Atemwegen, oder sie hatten Herz-Kreislauf-Probleme. Von den wunden Stellen und den Geschwüren am Bauch, vom langen Liegen, will ich gar nicht erst anfangen. Manchmal

haben uns die Menschen auch Medizin gegeben, um uns wieder gesund zu machen, Antibiotika. Leider helfen die oft nicht mehr, weil man sie bei unsereins schon viel zu oft eingesetzt hat und die Krankheitserreger mittlerweile resistent dagegen sind.

Sie können sich vielleicht vorstellen, dass ich meinem Ende – so grausam es auch sein mag, langsames Ersticken durch Kohlendioxid oder kopfüber hängend durch ein Elektrobad – relativ gelassen entgegen sehe. Und eines tröstet mich: Wenigstens hat mein Tod einen Sinn, denn ich werde Ihnen, liebe Verbraucherin, lieber Verbraucher, auf Ihrem Teller Genuss bereiten, als Putenschnitzel, Putenstreifen, geräucherte Putenbrust, Putenleber, Putenrollbraten, Putenkeule, Putenbrustfilet, als gesunde Geflügelwurst und in vielen anderen leckeren Dingen mehr.

Mir bleibt nur noch, Ihnen einen recht guten Appetit zu wünschen! Ansonsten nichts für ungut – ich bin nur irgendeine

dumme Pute.

KAPITEL I

Blutrot wallte es auf im Topf. Dunkles rotes Blut. Gab es da nicht irgendeinen Grund für den Unterschied in der Farbe, so ein helleres und ein dunkleres Rot? Woran lag das noch mal? Das eine war wohl venöses und das andere arterielles Blut. Aber was bewirkte die unterschiedliche Farbgebung? Es hing irgendwie mit dem Sauerstoffgehalt zusammen, erinnerte sich Lina vage. Eine genauere Erklärung fiel ihr nicht ein. Egal, dies hier war das dunkle Rot, und sie fand die Farbe wunderschön. Sie schöpfte zwei Kellen davon auf einen Teller, streute ein paar geröstete Cashewkerne darüber, setzte einen Klecks Schlagsahne darauf und dekorierte mit ein paar Korianderblättchen. Ein perfektes Farbspiel! Und wie das wärmte! Die Schärfe des Ingwers in der süßsauerlichen Rote-Bete-Suppe tat gut, und die Kombination schmeckte herrlich.

Zufrieden stellte Lina den leer gegessenen Teller in die Spülmaschine. Die Suppe würden die Leute mögen. Jetzt sollte sie aber erst einmal Feierabend machen. Es war nach zwei Uhr, und um neun öffnete sie normalerweise das Café. Allerdings war Anfang November, und nur ganz selten verlief sich jemand am Morgen auf die Promenade und noch weniger in das Strandcafé › Torten, Suppen, Meer‹. Touristen waren rar um diese Jahreszeit. Ab und zu eine junge

Familie mit kleinen Kindern, ein paar Frauen aus dem Kurheim, hin und wieder tauchten welche von den Rentnern und Pensionären auf, die hier eine Zweitwohnung besaßen. An den Wochenenden kamen manchmal auch ein paar Tagesgäste.

Lina löschte das Licht und pfiff leise durch die Zähne. Die beiden Hunde, die in einer Ecke des Cafés gedöst hatten, kamen auf die Beine, gähnten und streckten sich und trotteten zur Tür. Sie schloss das Café ab und schwang sich auf ihr Fahrrad. Teufel sprang vorweg und Madame kam in gemessenem Tempo hinterher. Es war windstill und nicht sehr kalt, aber die Feuchtigkeit drang einem unter die Klamotten und hängte sich in winzigen Tröpfchen in Linas dunkle Locken. In behäbigem Rhythmus hörte sie die Ostsee an den Strand rollen. Der Nebel war noch dichter geworden. Dabei hatte sie schon vorhin, als sie mit Kai zurückgefahren war, die weißen Schwaden und die schlechte Sicht auf der Autobahn beängstigend gefunden. Dazu noch ihre aufgewühlte Stimmung nach dem, was sie in Lübeck gesehen und vor allem erfahren hatte. Selbst Kais freundliches, vernünftiges Wesen hatte heute seine beruhigende Wirkung auf Lina nicht entfaltet.

Sie hatte gewusst, sie würde nicht schlafen können. Nicht nach diesen Bildern, die ihr nicht aus dem Kopf gehen wollten. Doch viel schwerwiegender war etwas anderes: Dass sie wieder einmal zu gutgläubig gewesen war. Diesem Menschen vertraut zu haben,

war ein Riesenfehler, das war Lina inzwischen klar. Sie hätte es besser wissen müssen. Jetzt war es zu spät. Oder ob es Sinn hatte, ein weiteres Mal dorthin zu gehen? Vielleicht konnte sie doch noch irgendwas retten. Ja, gleich morgen früh musste sie versuchen, die Sache wieder geradezubiegen.

Nein, an Schlaf war nicht zu denken gewesen, so voll wie sie den Kopf bei ihrer Rückkehr gehabt hatte. Zwischendurch nervte Olaf auch noch, der ihr ständig SMS schickte, nachdem sie seine Anrufe nie angenommen hatte. Irgendwann hatte sie das Handy einfach ausgeschaltet.

So war sie noch ins Café geradelt, um die Suppe für morgen vorzubereiten, denn ein paar einheimische Stammgäste fanden sicher den Weg zu ihr. Vor allem aber brachte sie das Kochen auf andere Gedanken, es entspannte und versöhnte sie mit der Welt. Aber was für eine Welt war das? Voller Grausamkeiten. In der solche Dinge geschehen durften, scheinbar geschehen mussten. Wut und Entsetzen erfüllten sie wieder. Fressen und gefressen werden. Würde das denn nie aufhören?

Er rappelte sich im dunklen Treppenflur hoch. Der Zusammenprall war so überraschend gekommen und so heftig gewesen, dass er aus dem Gleichgewicht geraten und gestrauchelt war. Hätte die Wand ihn nicht aufgefangen, wäre er unweigerlich in der Ecke auf dem Boden gelandet. Er zog die Haustür auf.

Nichts zu sehen draußen als die nebligen Lichthöfe der Straßenlaternen. Irgendwo in der Nähe schlug eine Autotür, und aus der Ferne hörte er den dumpfen Ton des Nebelhorns. Wieder im Flur, tastete er nach dem Lichtschalter. Dann bückte er sich nach seinem Wohnungsschlüssel, der ihm in dem Versuch, sich irgendwo festzuhalten, aus der Hand gefallen war. So ein ungehobelter Mensch aber auch, der ihn einfach umrannte und sich überhaupt nicht darum kümmerte. Kein Wort der Entschuldigung und einfach weg! Schließlich hätte er sich dabei auch ernsthaft verletzen können.

»Aua.«

Seine Schulter schmerzte immerhin. Er wischte zwei weiße, flaumige Federn von seinem Ärmel. Ob das ein Nachbar gewesen war? Dann jedenfalls kein sehr angenehmer. Oder derjenige hatte bei jemandem im Haus auch eine dieser komischen Halloweenpartys gefeiert. Draußen waren ihm heute Abend einige wild verkleidete Menschen begegnet, auch Erwachsene, und seine beiden Töchter hatten ebenfalls begeistert von einer Einladung zum Kostümfest erzählt. Doch auch eine Halloweenparty entschuldigte nicht so ein rücksichtsloses Verhalten.

Mit seinem Namen standen insgesamt fünf auf dem Klingelschild. Bis auf Frau Kornelius, die Hausbesitzerin, die über ihm im ersten Stock wohnte, hatte Angermüller noch keinen der anderen Mitbewohner kennengelernt. Die Lage der kleinen Wohnstraße in

der Nähe vom Brink hätte besser nicht sein können. Im Stadtteil St. Jürgen gelegen, ziemlich genau in der Mitte zwischen seiner Arbeitsstelle und seinem alten Domizil, umgeben von den Wassern der Kanaltrave und der Wakenitz, gab es viel Grün in der Gegend, und die Innenstadt war bequem fußläufig erreichbar. Das Haus war von einem Garten umgeben, stammte aus der Gründerzeit und hatte hübsche Erker und Balkons. Gemeinhin bezeichnete man so eine Wohnung als echten Glücksgriff. Das Wort Glück allerdings wollte Angermüller im Zusammenhang mit seinem Umzug überhaupt nicht einfallen. Mit einem Seufzer, der ihm selbst gar nicht bewusst war, schloss er die Wohnungstür auf.

Immer noch roch es nach Farbe, nach Holz, irgendwie neu und unbewohnt. Auch als er es sich mit einem Rotwein – einer fränkischen Domina von herb-fruchtiger Tiefe – in seinem alten Ohrensessel gemütlich gemacht hatte und seiner Lieblings-CD von Paolo Conte lauschte, wartete er vergeblich auf das vertraute Empfinden, endlich zu Hause zu sein. Schon vor Wochen eingezogen, war er hier noch lange nicht angekommen. Vieles fehlte noch in seiner neuen Behausung, es gab jede Menge Kleinigkeiten auszupacken, anzuschrauben, aufzustellen oder zu besorgen. Aber tief im Innern ahnte er, dass manches von dem, was er vermisste, hier vermutlich nie vorhanden sein würde. Natürlich war der Umzug die richtige Entscheidung gewesen, das sagte ihm sein

Verstand immer wieder. Doch offensichtlich musste er sich an das Alleinleben erst wieder gewöhnen.

Er hatte die Weinflasche bereits halb geleert, ohne dass sein Hungergefühl nachgelassen hätte. Meist kam er nach den Abenden mit Anita hungrig nach Hause. Eine Weile versuchte Angermüller noch, sich gegen seinen fordernden Magen zu wehren, doch schließlich gab er den Kampf auf. Beim Öffnen der Kühlschrantür überkam ihn glückliche Vorfreude. Er schnitt sich eine dicke Scheibe Katenschinken ab, ein Stück von einem milden Ziegenkäse und eines vom kräftigen Lauenburger, arrangierte alles liebevoll auf einem Holzbrett und legte noch zwei Scheiben kerniges Schwarzbrot daneben.

Langsam und mit Genuss verzehrte er seinen nächtlichen Imbiss, hörte Musik und trank den restlichen Rotwein. Niemand tadelte ihn ob des unvernünftigen Essens zu dieser späten Stunde oder wegen maßlosen Alkoholgenusses. Die nebelschwere Unwirtlichkeit draußen und die Leere, die er vor Kurzem noch in seinem neuen Wohnzimmer empfunden hatte, lösten sich in einem satten Wohlgefühl auf.

Wenig später fiel er mit schweren Gliedern ins Bett. Beim Umdrehen spürte er kurz einen Schmerz in seiner Schulter, doch war er zu müde, um sich über dessen Verursacher Gedanken zu machen, geschweige denn, sich noch weiter über diese dreiste Rüpelhaftigkeit zu ärgern.

Ein wattiges Grau lag in vielerlei Abstufungen über der Altstadtinsel und ließ ihre Kirchtürme wie hinter Milchglas stehen. Im Büro im siebten Stock des Behördenhochhauses konnte an diesem späten Vormittag von Helligkeit keine Rede sein. Kriminalhauptkommissar Georg Angermüller, der das kalte Deckenlicht verabscheute, saß im Schein einer Schreibtischlampe, die er sich irgendwann einmal von zu Hause mitgebracht hatte, und versuchte, sich auf den Text auf seinem Computerbildschirm zu konzentrieren. Es ging um einen zwölf Jahre zurückliegenden Raubmord, der immer noch der Aufklärung harnte. Zwar hatte es damals einen Kreis von Verdächtigen gegeben, doch keinem daraus hatte man eine Beteiligung an dem brutalen Überfall auf die Villa eines Schmuck- und Antiquitätenhändlers nachweisen können. Jetzt war ein Teil der Beute gefunden worden – durch einen Zufall im Zusammenhang mit einem Verkehrsunfall. Natürlich durch einen Zufall! Trotz unserer ganzen modernen Fahndungstechnik wären wir manchmal ohne diesen Kollegen ganz schön aufgeschmissen, dachte Angermüller verdrießlich. Auf den jetzt wieder aufgetauchten geraubten Gegenständen und deren Verpackungsmaterial hatte man mit ständig sich weiterentwickelnder Technik DNA-Spuren ausmachen können, und nun konnten diese mit entsprechenden Proben der Verdächtigen abgeglichen werden – so die sich nicht längst über alle Berge davongemacht hatten.

»Kaffee?«, rief Jansen aus dem kleinen Zwischenraum, der ihre Büros voneinander trennte, und in dem eine alte Kaffeemaschine schwindsüchtig vor sich hin röchelte. Von Anbeginn hatte sich der Kollege für das Kaffeekochen in ihrer Zweiergemeinschaft zuständig gefühlt, obwohl er keineswegs eine besondere Begabung dafür hatte, geschweige denn, Wert auf geschmackliche Qualität legte. Kaffee war für ihn eine Flüssigkeit, die er schwarz und literweise in sich hineinkippte, im Glauben, davon wacher zu bleiben und besser arbeiten zu können. Als Angermüller einmal die Anschaffung einer richtig guten, italienischen Maschine anregen wollte, hatte Jansen nur gegen seine Stirn getippt.

»So 'n neumodischen Kram«, hatte er dazu gebrummt. Wahrscheinlich war er ohnehin nicht zum Barrista geboren.

»Ja, gern. Mit viel Milch.«

Wenigstens eine ausreichende Menge Milch in den Kaffee des Kommissars zu füllen, hatte der Kollege inzwischen gelernt. Irgendwie konnte Angermüller sich heute schlecht konzentrieren. Nach seinem kräftigen Nachtmahl hatte er sehr unruhig geschlafen. Er litt ohnehin unter Schlafstörungen in der immer noch ungewohnten Umgebung.

»Bitteschön.«

Wie immer stellte Jansen den bis zum Rand gefüllten Kaffeepott direkt neben die Tastatur, und Angermüller schob ihn vorsichtig ein paar Zentimeter davon weg.

»Du siehst heute aber auch nicht so richtig fit aus«, meinte Claus Jansen mit kritischem Blick ins Gesicht des Kommissars, in dem, wie üblich, ein Dreitagebart seine Schatten warf. »Gestern in deiner Bude 'ne Halloweenparty gefeiert, oder wat?«

Der Gefragte zog nur eine gequälte Grimasse.

»Mann, Georg, du hast das doch gut! Wohnst wieder allein, keiner quatscht dir rein, kannst Partys feiern, machen, wat du willst. Bist jetzt ein freier Mensch!«

Was sollte Angermüller darauf antworten? Gerade war ihm der gestrige Abend durch den Kopf gegangen, der wie alle anderen Abende mit Anita wieder nach demselben Muster abgelaufen war. Sie trafen sich irgendwo, um etwas zu trinken, und wenig später landeten sie in Anitas Schlafzimmer. Anschließend redeten sie noch ein bisschen, vielleicht tranken sie noch etwas, und dann machte sich Angermüller auf den Weg nach Hause. Noch nie waren sie zusammen in einem Restaurant gewesen. Er war auch noch nie bis zum nächsten Morgen bei ihr geblieben. Ohne je darüber gesprochen zu haben, schien Letzteres für Anita eine unumstößliche Regel zu sein. Sah so die große Freiheit aus, die Jansen meinte? Aber Angermüller brauchte nicht weiter über eine Antwort nachzudenken.

»Moin! Ach, schon wieder am Kaffeetrinken, die Herren? Hier, damit ihr nicht aus der Übung kommt.«

Ein Kollege vom Kriminaldauerdienst reichte Jansen einen Zettel herein.

»Bin schon wieder weg. Und tschüß!«

Jansen las, schüttelte den Kopf, sah zu Angermüller und reichte ihm dann das Papier.

»Sach ma, biste jetzt auf Heimarbeit?«

Als sie am Einsatzort anlangten, trafen sie im Hausflur auf Ameise und seinen Kollegen Mehmet Grempe, beide in weiße Schutzanzüge gehüllt. Grempe, der erst seit vergangenem Sommer zum Team der Kriminaltechnik gehörte, winkte Angermüller und Jansen freundlich zu und verschwand dann in der Wohnung rechts im Erdgeschoss.

»Anziehen! Ohne Ganzkörperkondome kommt ihr mir hier nicht rein!«, befahl Ameise ohne ein Wort des Grußes in seinem gewohnt ruppigen Tonfall. Er warf ihnen zwei Overalls zu.

»Hallo, Andreas! Dank dir für die nette Begrüßung. Charmant wie immer.«

Auch wenn ihm die knurrige Art des Kollegen seit Langem bekannt war, manchmal konnte Angermüller sie einfach nicht unkommentiert lassen. Ameise zog den Mundschutz hoch und grummelte etwas Unverständliches, bevor er Mehmet Grempe in die Wohnung folgte. Jansen schnitt eine eindeutige Grimasse hinter seinem Rücken. Dann streiften sie sich die Schutzkleidung über.

An allen Wänden, wo sie sich hatten aufstellen lassen, befanden sich Regale, vollgestopft mit Büchern, Zeitschriften und Zeitungen. Auf dem Boden, auf Stühlen, überall Stapel von mehr oder weniger geordnetem Papier, dazwischen auch einige Behältnisse mit CDs. Das mit schweren Möbeln eingerichtete Arbeitszimmer hatte etwas von einer Höhle. In der Ecke vor dem einzigen Fenster, das ein dunkelroter Samtvorhang verhüllte, stand ein breiter Schreibtisch, und daneben saß, in einem wuchtigen Bürosessel, ein merkwürdiges Wesen. Es war weiß und trug eine Brille. Ein metalenes Rohr, am Ende wie eine Art Trichter geformt, ragte aus seinem Kopf. Auch drum herum war alles weiß, als ob Schnee gefallen wäre. Die Luft im Raum war erfüllt von einem würzigen Geruch. Ab und zu tauchte der Blitz, den Mehmet Grempe zum Fotografieren benutzte, die Szene in ein grelles Licht, welches die weißen Flocken zum Gleißern brachte. Es waren Federn. Die vermeintlichen Schneeflocken bestanden aus weichen, weißen Gänsedaunen.

Vorsichtig näherte sich Angermüller dem Sessel, und dann schreckte er erst einmal zurück. Blut! Unter den Federn war der Mann, denn um so einen handelte es sich wohl, rot von Blut! Sein ziemlich kahler Kopf, sein nackter Oberkörper, die Unterhose, die er als einziges Kleidungsstück trug, alles rot befleckt unter dem weißen Flaum. Auch seine Brille, auf der eine Schicht weißer Federn klebte, war bespritzt mit der roten Flüssigkeit. Der Kommissar, der den Anblick

ziemlich unangenehm fand, atmete aus und kniff die Augen zusammen. Das Opfer war am Stuhl festgebunden, und seine Hände hatte man auf dem Rücken gefesselt.

Doch was Angermüller einen echten Schauer über den Rücken jagte, war der riesige Trichter. Mit seinem mehrere Zentimeter dicken Rohr steckte er tief im Rachen des Opfers. Als der Kriminaltechniker ihm grünes Licht gab, trat der Kommissar noch einen Schritt vor und warf einen Blick in die Öffnung des metallenen Ungetüms. Irgendeine weiche Masse steckte darin. Sie schien die Quelle des kräftigen, nicht einmal unangenehmen Geruchs zu sein, der überall im Raum wahrnehmbar war.

»Das is vielleicht 'n Schietkram hier«, beschwerte sich Ameise, der nach bewährter Manier auf dem Boden herumrutschte, auf der Suche nach verwertbaren Spuren. Sein richtiger Name war Andreas Meise, doch alle kannten ihn unter diesem Spitznamen, den er dem Namensschild an seiner Bürotür – A. Meise –, seiner geringen Körpergröße und nicht zuletzt seinem Interesse für den Boden eines Tatorts verdankte. Jetzt nahm er mit der Pinzette etwas auf, das direkt neben dem Opfer gelegen hatte, betrachtete es eingehend und zog den Mundschutz herunter. Interessiert beraoch er den graubraunen Brocken, dann wandte er sich mit einem bösen Grinsen an Angermüller.

»Bitteschön Kollege, mal kosten? Kleiner Gruß aus der Küche.«

»Spinnst du?«

»Bist du nu so 'n Kenner oder nich? Das ist besser Stoff hier! Feines Pastetchen.«

Ameise stieß ein meckerndes Lachen aus. Seine zuweilen fiesen Späßchen mit den anderen zu treiben, war für ihn eines der wenigen Mittel, seine notorisch schlechte Laune zumindest kurzfristig aufzuheben.

»Na, dann eben nich«, feixte er, »scheint ja auch nicht besonders bekömmlich zu sein, wenn man sich den Typen hier so ansieht.«

Er ließ den Brocken in eine spurensicher verschließbare Plastiktüte fallen und nummerierte sie. Anschließend ruhte sein Blick forschend auf dem Toten im Sessel. Plötzlich schien Ameise etwas einzufallen.

»Wollen doch mal sehen«, murmelte er, sprang auf und kam sogleich mit einer Dose Luminol zurück. Angermüller wunderte sich, weil es bei diesen Vorgaben eigentlich nicht notwendig war, Blutspuren extra sichtbar zu machen. Doch sagte er nichts und beobachtete, wie der Kriminaltechniker einen der Flecke auf dem Boden einsprühte und die Xenonleuchte einschaltete.

»Das hab ich mir doch gleich gedacht«, stellte Ameise zufrieden fest. »Siehst du was? Nee? Ich auch nicht. Das ist kein Blut, das ist Farbe.«

»Ach echt?«, mischte sich Jansen ein, der die anderen beiden Räume durchsucht hatte und sich nun

daran machte, die Materialien auf dem Schreibtisch zu sichten.

»Du kennst den Mann übrigens, Georg«, behauptete er.

»Wie kommst du denn darauf? Abgesehen davon, dass in seinem Zustand nicht viel von ihm zu erkennen ist. Aber wirklich: Ich bin dem noch nie begegnet.«

»Der Mann heißt Hagebusch.«

»Ich weiß, das steht ja an der Tür draußen.«

»Victor Hagebusch, 68 Jahre alt, Journalist. Na, klingelt's?«

Angermüller blickte auf die Gestalt im Sessel, schließlich stutzte er, und dann fiel es ihm ein.

»Victor Hagebusch. Dieser große Glatzköpfige, der manchmal bei den Pressekonferenzen bei uns in der Bezirkskriminalinspektion war?«

Jansen nickte wortlos.

»Und der hat hier gleich neben mir gewohnt! Unglaublich.«

Angermüller schüttelte den Kopf.

»Wie, du wohnst hier? Ich dachte, ihr habt so ein Häuschen irgendwo weiter oben in St. Jürgen, in der Nähe vom Wakenitzufer?«, mischte sich Ameise neugierig ein.

»Ja, auch«, sagte Angermüller nur knapp, der nicht die geringste Lust hatte, ausgerechnet Ameise Rechenschaft über seine private Situation abzulegen.

»Aha«, machte der und sah den Kommissar argwöhnisch an, offensichtlich nicht mit der Auskunft zufrieden. Doch er wusste, mehr würde er nicht erfahren, und widmete sich wieder seiner Spurensuche, indem er vorsichtig tastend neben dem Sessel herum krabbelte.

»Na, was haben wir denn hier?«, tönte er im nächsten Moment und hielt einen kleinen Glasbehälter hoch.

»Das hier isses doch! Rote Tinte! Der Ton sieht so echt aus, dass ich beinah drauf reingefallen wäre.«

Ameise besah sich die Tintenflasche und schnupperte daran.

»Das Zeug trocknet natürlich ziemlich schnell, da kann man nicht so viel dran festmachen«, überlegte er laut, »aber die Wurst oder dieses Pastetenzeug riecht noch ziemlich frisch und ist nur ganz leicht angetrocknet. Also ich denke mal, die Sauerei hier ist vor nicht mehr als 24 Stunden passiert.«

Bei dieser Feststellung fiel Angermüller wieder ein, was ihm schon beim Anblick der Federn durch den Kopf geschossen war. Doch er konnte den Gedanken nicht weiter verfolgen, denn jemand klopfte laut an die geöffnete Wohnungstür und rief in energischem Ton nach Herrn Angermüller. Eine alte Dame von beachtlicher Größe, dabei mehr als schlank, stand im Hausflur, in ihrer linken Hand ein dickes Schlüsselbund.

»Frau Kornelius, guten Tag! Was gibt es?«, fragte der Kriminalhauptkommissar freundlich.

»Das fragen Sie mich? Sie müssen das doch besser wissen!«

»Wir sind erst vor Kurzem eingetroffen und gerade dabei, uns ein Bild von der Lage zu machen«, erklärte Angermüller höflich.

»Ist auch egal«, schnitt ihm Frau Kornelius das Wort ab. »In meiner Wohnung sitzt die Putzhilfe von Herrn Hagebusch, diesem armen Menschen. Sie hat ihn gefunden, wissen Sie. Ich saß in der Küche und hab Zeitung gelesen, auf einmal schrie da jemand wie am Spieß. Na ja, ich hab denn die Polizei gerufen und die gute Frau erst mal zu mir mit hochgenommen. Sie war ja völlig aufgelöst, ist sie immer noch. Ihre Kollegen haben gesagt, sie müsste auf die Kripo warten, um ihre Aussage zu machen. Und vom Fenster aus hab ich gesehen, dass Sie ja Gott sei Dank nun endlich gekommen sind. Vielleicht können Sie sich erst einmal um die Frau kümmern, damit sie nach Hause gehen kann.«

»Gut, machen wir.«

Aus unerfindlichen Gründen war Angermüller die ganze Situation seiner Vermieterin gegenüber ziemlich unangenehm, und er fühlte sich zu einer Erklärung verpflichtet.

»Es tut mir leid, Frau Kornelius, wegen der ganzen Unannehmlichkeiten und ...«

»Papperlapapp! So was ist nicht schön, aber es

kommt vor«, sie wedelte mit ihrem Schlüsselbund, »es sei denn, Sie haben mit der Sache irgendwie ...«

Sie vollendete den Satz nicht und blickte mit strenger Miene unter ihrer schneeweißen Dauerwelle auf den Kommissar. Als sie Angermüllers irritierten Blick bemerkte, verzog sich ihr gebräuntes Gesicht in eine einzige Faltenlandschaft, und sie ließ ein tiefes Lachen hören.

»Dann kommen Sie man.«

Mit breiten Schritten begann sie die Treppe hochzusteigen, und Angermüller blieb nichts, als ihrer Aufforderung nachzukommen. Jansen folgte den beiden.

Vor einer Tasse Tee saß eine vielleicht 50-jährige, etwas füllige Frau am Küchentisch und knetete einen kleinen, weißen Ball, der einmal ein Papiertaschentuch gewesen war. In nervöser Erwartung sah sie den Beamten entgegen. Das Haar leuchtete rotblond, sie trug große goldene Ohrringe und einen Pulli mit Wildkatzenmuster. Auf dem Tisch lag neben einer Packung Taschentücher ein Personalausweis, den sie sofort unaufgefordert präsentierte. Ihr Name war Lydia Sobolew.

»Ah, Sie kommen aus Russland«, stellte Angermüller nach einem Blick in den Ausweis fest.

»Ich bin dort geboren. Aber ich bin Deutsche«, entgegnete sie mit Nachdruck und unverkennbar schwerem Akzent, »Sie sehen ja an meine Ausweis.«

»Dann erzählen Sie doch bitte mal, Frau Sobolew, wie das heute Morgen abgelaufen ist.«

»Also, ich habe einen Schlüssel für Wohnung, weil Herr Hagebusch immer weggeht, bevor ich zum Putzen komme. Stört Konzentration, sagt er. Also, ich schließe auf, ziehe Mantel aus im Flur und riecht so komisch in ganze Wohnung. Ich denke, ob er hat wieder gekocht. Macht er nicht oft, aber dann sieht nämlich Küche immer aus wie originaler Saustall!«

Für einen Moment hatte sie ihren Schock über das Gesehene vergessen.

»Ich packe Tasche in Küche und gucke, aber hat nix gekocht. Ich denke, erst einmal in Schlafzimmer lüften, und da muss ich durch Arbeitszimmer. Und da lag Morgenmantel auf dem Boden ...«

Frau Sobolew schob sich die Papierkugel in den Ärmel ihres Pullovers und fingerte ein frisches Taschentuch aus der Packung, was auch nötig war, da ihr mit einem Mal Tränen in die Augen schossen und ihre Nase zu laufen begann.

»Und dann hab ich gesehen der arme Herr Hagebusch sitzen«, jammerte sie, während ihre Stimme sich immer weiter in die Höhe schraubte und schließlich in einer Art Sirene endete. Jansen verzog gequält das Gesicht.

»Haben Sie denn schon lange für Herrn Hagebusch gearbeitet?«, fragte er schnell. Frau Sobolew schnaufte kurz auf.

»Mehr als ein halbes Jahr schon. Ich habe Job von meiner Schwiegermutter übernommen, die hat vorher drei Jahre gemacht.«

»Wie oft sind Sie zum Putzen hergekommen?«

»Einmal jede Woche.«

»Und die Wohnungstür, war die abgeschlossen, als Sie heute gekommen sind?«

»Nein, war nur zugezogen. Aber das war meistens so, nichts Besonderes.«

»Und ist Ihnen in der Wohnung sonst etwas aufgefallen? War irgendwas anders als gewöhnlich?«

Ihrem angestrengten Blick war anzusehen, wie sie sich bemühte, sich zu erinnern.

»Im Flur war Schirmständer umgefallen und dann die schlechte Luft. Und liegen auch paar weiße Flocken im Flur, aber sonst alles gleich wie immer, bis auf Herrn Hagebusch in Arbeitszimmer.«

Nun breitete sich wieder das Entsetzen auf dem Gesicht der Frau aus.

»Ich denke, das war's, Frau Sobolew. Vielen Dank. Wir haben ja Ihre Nummer, falls wir noch Fragen haben. Sie können jetzt nach Hause gehen«, sagte Angermüller schnell, bevor sie erneut losheulen konnte. Etwas erstaunt über das schnelle Ende schaute sie die Beamten an und stand von ihrem Stuhl auf.

»Armer Herr Hagebusch«, nickte sie bekümmert. »Auf Wiedersehen. Putzstelle jetzt wohl weg.«